

## Synodalproposition 2025 Seewis

**«Viele fürchten Verzückung.  
Religion und Literatur können verzücken,  
das macht ihren Reiz und ihre Lebendigkeit aus,  
aber auch ihre Gefahr»**

**Pfrn. Maria Claudia Schneebeli**

«Viele fürchten Verzückung. Religion und Literatur können verzücken, das macht ihren Reiz und ihre Lebendigkeit aus, aber auch ihre Gefahr» So lautet der Titel meiner Synodalproposition, er ist sozusagen der Aufhänger meiner nachfolgenden Entfaltung der Thesen und Gedanken; ich möchte versuchen aufzuzeigen, dass auch Worte verzücken können; in der Literatur kennen wir das, in der begrifflichen Theologie fast gar nicht, in biblischen Texten aber schon.

Wir sollen kritischen Respekt vor dieser Verzückung haben, aber wir dürfen sie auch zulassen, finde ich.

### **1. These**

**Wir sind eine Kirche des Wortes und wollen als solche gehört werden.**

Als ich Kind war und zum Gottesdienst mitgenommen wurde in der Zürichseegemeinde Meilen, fiel mir auf, dass sehr viel geredet wurde, sehr lange Predigten in kryptischer Sprache, die ich nicht verstand, keine Kerze brannte, kein Familiengottesdienst, und wenn es einmal eine Taufe gab, war das eine grosse Abwechslung, denn dann geschah endlich einmal etwas.

Oft war mir langweilig in der Kirche, aber ich gewöhnte mich daran, hing meinen eigenen Gedanken nach, betrachtete die bunten Kirchenfenster, roch den inzwischen vertrauten steinig-feuchten Geruch der Kirche, hörte die wuchtige Orgelmusik, den Gesang der Kirchenlieder mit eigenartigen Texten und lernte das Unser-Vater kennen, hörte von Briefen, die einer an geheimnisvolle Gemeinden in Korinth oder auch Rom schrieb. Das gefiel mir, ohne es zu verstehen.

Durch die regelmässigen Gottesdienstbesuche, zu denen mich die Eltern mitnahmen, eignete ich mir den Gottesdienst auf meine Weise an. Als dann ein junger Pfarrer aus Biel in die Gemeinde kam, der so ganz anders predigte, indem er auch erzählte und vom Alltag redete, von eigenen Fragen, Ängsten und Gedanken, da horchte ich je länger je mehr auf. Ich verstand immer mehr und merkte plötzlich, dass er von ganz Unerhörtem

sprach. Ich war begeistert, aber auf eine ganz andere Weise als in der Sonntagsschule, als ich die biblischen Geschichten einschlüpfte, erzählt von einer äusserst leidenschaftlichen Sonntagsschullehrerin. In der Kirche wurde plötzlich mein Intellekt angesprochen, es gab etwas zu bedenken und nachzuvollziehen, aber nicht nur: Die Worte hatten auch Kraft.

Unsere Tradition des Wortgottesdienstes hat mich geprägt und überzeugt mich bis heute, und ich will natürlich, dass diese Worte gehört werden.

Freilich ist unsere heutige kirchlich-gottesdienstliche Situation eine ganz andere, als wie ich sie erlebte, als ich kirchlich sozialisiert wurde in den Siebziger und Achtziger Jahren des letzten Jahrhunderts.

Zum Verständnis und Erleben des Wortgottesdienstes braucht es die regelmässigen Gottesdienstbesuche, was heute nur noch von einer immer älter und kleiner werdenden Kerngemeinde «erfüllt» wird.

Der grosse Teil kommt nur noch sporadisch, etwa an eine Abdankung, an Weihnachten, zur Konfirmation oder zur Taufe in die Kirche. Er ist mit der kirchlichen Sprache nicht vertraut, und das bringt mich und ich denke mal auch viele meiner Kolleginnen und Kollegen in ein Dilemma. Ich weiss nicht, wie ich reden soll.

Gewiss, wir haben gelernt, dogmatische Spitzensätze auszudeutschen, damit sie verständlicher werden, wir haben uns Sätze zurechtgelegt, um die ich, gerade wenn ich in Eile bin, froh bin. Etwa der Satz: «Der Tod hat nicht das letzte Wort», im Zusammenhang mit dem Begriff «Auferstehung». Geübte Kirchgemeindeglieder verstehen ihn durchaus, aber hören ihn vielleicht zum x-ten Mal, und er verliert, so schön die Formulierung auch sein mag, seine Kraft, ja wird zur Worthülse. Aber Menschen, die fast nie in die Kirche gehen? Wie bitte? Was soll das heißen? Es bleibt ihnen wohl unklar, dass wir von der Auferstehung sprechen. Ein anderes Beispiel, zu Ostern, aber auch sonst gern in Gebrauch: «Neues Leben erwacht».

Als Metapher für die Jahreszeit Frühling oder für Ostern mit Hasen und Jungtieren ist das allgemein verständlich, aber das Unerhörte, ja geradezu Anstössige in unserer aufgeklärten Welt, das Wunder der Auferstehung bleibt ungesagt. Natürlich ist die Natur ein Wunder, wenn wieder neues Leben erwacht, aber uns geht es im Gottesdienst, in der Predigt nicht um das Ostereierfärbeln – auch wenn ich das nach wie vor gern mache –, nicht um Allgemeinplätze, sondern um die göttliche Schöpfung.

Doch wie reden, dass ich verstanden werde? Und zwar gerade dann, wenn die religiöse Dimension, das Unsagbare, das Wunder ins Spiel kommt? Erklären, ohne dass das Wort verflacht und leer wird? Denn Ostern, Neuzeit bedeutet doch, dass, wie Kurt Marti sagt, Christus lebt und die Osterhasen aussterben!

## 2. These

**Die Predigt soll einen sinnlicheren, auch «körperlichen» Zugang ermöglichen.**

Das Wort soll von den Hörer:innen mit Leib und Seele erfasst werden.

«Ihr seid erkennbar als ein Brief Christi, von uns verfasst, geschrieben nicht mit Tinte, sondern mit dem Geist des lebendigen Gottes, nicht auf Tafeln aus Stein, sondern auf andere Tafeln: in Herzen aus Fleisch.» 2 Kor 3,3

Paulus und seine Briefe, die mir schon als Kind aufgefallen sind im Gottesdienst, zeigt uns auch an dieser Stelle, warum er und seine Briefe gerade für uns Reformierte so eminent wichtig sind. Hier erklärt er uns, was ein Brief ist: nicht einfach ein Blatt Papier, mit Wörtern beschrieben. Nein, die Briefe haben einen Körper, wir sind dieser Brief, wir sind dieses beschriebene Blatt, wir empfangen und leben die Worte in diesem Brief, denn sie sind inspiriert vom Geist des lebendigen Gottes. Weiter vorne im selben Kapitel steht vom Duft und Wohlgeruch von Christi Erkenntnis.

Diese Verbindung von Wort und Körper, von Sinn, Duft und Erkenntnis, der Brief in Herzen aus Fleisch geschrieben, ist eine sehr schöne Stelle für uns, die wir eine Kirche des Wortes sind.

Das Wort ist Sinn, ist sinnlich, sonst bringt es nichts, kommt es nicht an, bleibt es abstrakt, losgelöst, ohne Inkarnation, ist toter Buchstabe.

Auch die katholische Kirche hat diese Stelle sehr ernst genommen und das Wort in einem weiten Sinn gefasst. Ihre Gottesdienste sprechen die Sinne an. Und unsere? Das sollen sie auch, aber durch das gesprochene Wort. Und das ist, wie Paulus hier so schön zeigt, kein Widerspruch.

Ich habe erwähnt, dass ich als Kind, als ich die Worte im Gottesdienst noch nicht verstand, dennoch angesprochen wurde, durch meine Sinne, die den Kirchenraum aufnahmen, die Kirchenfenster, die Farben, das Licht, der etwas feuchte Geruch, die Musik, dann immer mehr auch die Worte, die klangen: fremd, mal langweilig, aber manchmal auch spannend. Aus den sinnlichen Eindrücken und Wörtern oder Worten wurden Worte mit Sinn, und sie berührten und bewegten mich.

Ich denke, das ist ganz wichtig, dass mich ein Gottesdienst berührt, etwas mit mir macht. Bei einer Predigt muss der Funke springen, sie muss mich auf neue, frische Gedanken bringen, andere Perspektiven sehen lassen, die Perspektive Gottes; sie soll mich inspirieren. Nur so ist sie geglückt. Wenn sie mich unberührt lässt, dann ist sie auf steinerne Tafeln geschrieben, sie kann noch so brillant, kuschelig oder herzerwärmend sein.

Ich weiss, das ist ein hoher Anspruch, aber manchmal genügt nur ein Satz, ein Wort. «Sprich nur ein Wort, Herr, so wird meine Seele gesund.» (Lukas 7, 6-7)

Die Binsenweisheit, dass Körper und Geist eine Einheit sind, ist doch nicht so selbstverständlich. Von daher ist es richtig, an den Pfingstgeist zu denken, der die Menschen erfassst, so dass sie seine Sprache plötzlich verstehen.

Wenn jedoch in einer Predigt nur das Gesetz unseres Körpers, ein diffuses: «Ich fühle mich pudelwohl, beziehungsweise unwohl», angesprochen wird, oder nur unser Geist, mit Gedankenakrobatik oder rigider Moral, dann ist es eben keine Predigt, sondern Werbung (oder Antiwerbung) für die Kirche oder für mich selbst als Predigerin oder sonst irgendetwas, aber nicht Wort Gottes.

Natürlich ist mir bewusst, dass man es nicht bewerkstelligen kann, dass der Funke springt. Manchmal springt er halt eben nicht, das haben wir nicht in der Hand.

Ich glaube aber, es ist wirklich wichtig, dass wir uns getrauen, uns von biblischen Texten inspirieren zu lassen, und dazu gibt es durchaus Hilfen.

### **3. These**

#### **«Viele fürchten Verzückung»**

Das ist der Titel eines Sammelbändchen biblischer Nachdichtungen der Samuel- und Königsbücher, das ich beim Theologischen Verlag 2022 herausgegeben habe.

Biblisch-theologisch interessierte Literat:innen und literarisch interessierte Theolog:innen wählten einen Text aus diesen biblischen Büchern aus und «dichteten» ihn nach, in dem Sinne, dass sie sich von den von ihnen ausgewählten Texten inspirieren liessen und statt einer Predigt mit theologisch-kirchlichem Überbau einen freien Text darüber beziehungsweise davon schrieben.

Auf der Suche nach einem Titel des Büchleins bin ich bei Heinz-Ulrich Richwinns Text auf den bemerkenswerten Satz «Viele fürchten Verzückung» gestossen. Heinz-Ulrich hat sich mit einem Text aus dem ersten Samuelbuch befasst, Kapitel 19, als Saul nach David suchen liess, der zu Samuel nach Rama flüchtete. Saul sandte Boten dorthin, um David festnehmen zu lassen, doch Gottesgeist kam über sie und sie gebärdeten sich gleich wie die Propheten um Samuel.

So erging es diesen Boten, bis Saul selbst nach Rama ging und, als er zu den Propheten kam, ebenfalls vom Gottesgeist ergriffen wurde, in Verzückung geriet und sich wie ein Prophet gebärdete.

Heinz-Ulrich Richwinn lässt nun in seinem Text den alten Samuel mit vielen Gedächtnislücken die Vorgänge des verzückten Sauls Revue passieren. Er als Prophet kennt die Verzückung, die Ekstase, es gehört sozusagen zu seinem Beruf, sich von Gottes Geist erfassen zu lassen; aber König Saul? Der fiel aus seiner Rolle, lag den ganzen Tag und die ganze Nacht nackt da und es war ihm unmöglich, David gefangen zu nehmen.

Samuel konstatiert, dass Leute wie Saul, Herrscher, Strategen, Krieger und Denker diese Verzückung fürchten, da sie sich nicht mehr so verhalten, wie sie gemäss ihrer Rolle sollten, Kopf und Verstand verlieren und das, was sie sich vorgenommen haben, ihr eigenes Ziel, aus den Augen verlieren und ihren «Job» nicht mehr ausführen können.

Für Samuel sieht es anders aus. Er lässt sich von Berufs wegen vom Geist Gottes leiten, Verzückung und schräges Benehmen inbegriffen, er fürchtet sich nicht davor, ja sieht in ihr eine Anarchie Gottes, die sich nicht um Rollen und Hierarchien schert, um eigenes Denken und Handeln, sondern Rollen vertauschen lässt, um in aller Freiheit das zu tun, was Gott will. Und hier ist es so, dass Gott mit David war, der so nicht gefangen genommen werden konnte.

Verlagsleiterin Lisa Briner, Lektorin Bigna Hauser und mich hat wiederum dieser Satz, die Alliteration «Viele fürchten Verzückung» elektrisiert, denn er passte exakt zu unserem Buchprojekt, da es auch beim Lesen und Schreiben von Texten um einen Geist *extra nos* geht, von dem wir ergriffen werden können, jenseits unseres Denkens und unserer Überzeugungen. Und dass diese Verzückung, dieses *extra nos*, die Inspiration, die Schnittmenge von Religion und Literatur sei.

Doch nun komme ich wieder zu unserer eigenen reformierten Tradition, zur Predigt, wo wir einen Auftrag haben, einen kirchlich-theologischen Überbau. Wir wollen uns nicht von irgendeinem Geist inspirieren lassen, wir sind nicht in der Rolle der Literatinnen, der Dichter, die sich das erlauben dürfen und sollen, sondern Prediger:innen, die verantworten müssen, was sie sagen: Es geht um den Geist des Evangeliums, und der will auch erkannt werden.

Wir wollen nicht aus der Rolle fallen, die unser Auftrag mit sich bringt, wollen nicht irgendeinem Geist *extra nos* aufsitzten, der nichts mit dem Evangelium zu tun hat, Hauptsache er ist «magisch und verzückend». Freilich wollte das auch der Prophet Samuel nicht, aber seine Rolle als Prophet war eine andere als unsere. Er kannte sich gut mit der Verzückung aus, auch er erkannte den Geist Gottes, aber dieses «Davon-ergriffen-werden» fürchtete er nicht.

Wir aber schon, und das mit gutem Grund: Wenn ich eine Predigt schreibe, ist es keine leichte Balance, einerseits mich von einem Text, einem Einfall, einer tollen Formulierung und neuen Gedanken begeistern zu lassen und andererseits diese schönen Ideen wieder fallen zu lassen, weil ich merke, dass sie in eine verkehrte Richtung führen, dass sie die Zuhörer, ja uns selbst auf eine falsche Fährte bringen, vielleicht in Verzückung versetzen, verbunden mit starken Emotionen wie Angst, Euphorie, Größenwahn und dergleichen mehr. Wir sollen, das sagte schon Paulus, die Geister prüfen, die uns inspiriert haben, wir sollen reflektieren und verantworten, was wir sagen als Prediger:innen, sonst verführen wir nur. Wir kennen die Beispiele hinreissender Rhetoriker, denen es nur darum geht, Emotionen zu schüren und für eigene unlautere, zerstörerische Zwecke zu verwenden. Doch wir sind eine Kirche der Aufklärung, die kein *sacrificium intellectus* fordert, im Gegenteil.

#### **4. These**

**Die Predigt kann als Gleichnis gelesen werden.**

Jesus redet in Gleichnissen für die, die nicht seine Jüngerinnen und Jünger sind. Das tönt etwas seltsam, so nach innerem und äusserem Zirkel, hat aber den grossen Vorteil, dass sie in der Sprache des Alltags sprechen und also die Welt schildern, die den Hörern und Hörerinnen bekannt ist. Dennoch sind Gleichnisse nicht ohne weiteres verstehbar, sie erfordern Aufmerksamkeit und Offenheit. In Gleichnissen heisst es deshalb auch am Anfang und am Schluss: «Hört», und: «Wenn einer Ohren hat zu hören, so höre er. Gebt acht auf das, was ihr hört.» Dass die Gleichnisse aber doch Gleichnisse sind und nicht einfach Alltagsgeschichten, zeigt ihre Struktur: Sie verweisen auf das Himmelreich.

Um die Gleichnisstruktur besser zu verstehen, ziehe ich Professor Hans Weders Dissertation «Die Gleichnisse Jesu als Metaphern» heran. Weder vertritt die These, dass die Gleichnisse eine Metaphernstruktur aufweisen. Ich möchte in knapper Form zu zeigen versuchen, was er damit meint:

Weder geht davon aus, dass die Metapher nicht ein im übertragenen Sinn gebrauchtes Wort, sondern eine Aussage ist, die sich aus der Semantik des Satzes ergibt. Es ist die Eigenart der Metapher, dass sie zwei Sinnhorizonte zueinander in Beziehung setzt.

Dies geschieht in der Semantik des Satzes: Die Satzstruktur, die sich aus Subjekt, Kopula und Prädikat zusammensetzt, ist zugleich Metaphernstruktur.

Die Kopula «ist» setzt die beiden Sinnhorizonte Subjekt und Prädikat miteinander in Beziehung. Betrachtet man den Satz «Peter ist eine Rose» so bedeutet das «ist» auf der empirischen Ebene «ist nicht», auf der metaphorischen Ebene aber «ist». Peter wird *als* eine Rose beschrieben: Die Rose ist sozusagen die Erzählung, die auf Peter in einer semantischen Spannung referiert. Auf die Gleichnisse bezogen bedeutet dies: Das Himmelreich (die Basileia) ist das Subjekt, auf das die Erzählung einer Geschichte aus dem Alltag referiert. Die semantische Spannung ist in diesem Fall viel fundamentaler als bei dem Satz: «Peter ist eine Rose», weil zwischen der Basileia und der Welt zwei grundsätzlich verschiedene Sinnhorizonte aufeinander treffen. Im Gegensatz zur ersten Metapher, die innerweltlich bleibt, ist das Gleichnis Jesu eine theologische Metapher. Die reformatorische Definition der Predigt lautet: *Praedicatio verbi Dei est verbum Dei*, die Predigt des Wortes Gottes ist Gottes Wort.

Man könnte nun in Analogie zu Weders Deutung der Gleichnisse Jesu sagen, die Predigt beziehe sich metaphorisch auf das Wort Gottes.

Die Predigt ist das Prädikat; die Kopula «ist» bedeutet in ihrer realen Verwendung «ist nicht», in der metaphorischen aber «ist.» Die Predigt ist die Erzählung, die sich metaphorisch auf das Wort Gottes bezieht. Predigt und Wort Gottes stehen in einer semantischen Spannung wie das Gleichnis zum Himmelreich. Sie verbinden zwei verschiedene Welten miteinander und genau darum geht es doch in einer Predigt. Das heisst nicht, dass damit die Form der Predigt festgelegt wäre. Welche Form ich auch wähle, ob narrative Predigt oder klassische argumentative Predigt: Es geht um die innere Struktur einer Predigt, die gleichnishaft ist und metaphorisch vom Wort Gottes spricht.

## 5. These

### **Die poetische Sprache ist mit der religiösen Sprache verwandt**

Bei These 5 beziehe ich mich auf einen Aufsatz des St. Galler Germanisten Johannes Anderegg, weil er hilfreich ist für die Frage, was für eine Sprache die Predigt hat, wovon und wie sie spricht. Anderegg postuliert einen Kontrast zwischen der Sprache des Alltags und der religiösen Sprache und macht dabei eine wichtige Beobachtung.

Das Charakteristische der Alltagssprache ist seiner Meinung nach, dass sie selbstverständlich und eindeutig ist.

Sie findet in verschiedenen Alltagssituationen, in ganz bestimmten Kontexten statt. Typische Beispiele sind Gespräche beim Einkauf, am Bahnschalter oder der Smalltalk bei einer Party. Die verschiedenen Situationen haben ihren unverwechselbaren Charakter, einen eigenen Wortschatz und ihre spezifische Dialogizität.

Da diese bestimmten Kontexte ein adäquates sprachliches Verhalten verlangen, damit Verständigung möglich ist, müssen die Sprachen einer jeweiligen Konvention entsprechen.

Auf die Frage: «Wie geht es?», kann ich beispielsweise im Gespräch mit einer Freundin differenziert eingehen. Es kann sich aber auch, wie in England, um eine blosse Begrüßungsformel handeln, so dass es irritieren würde, wenn ich sie wörtlich verstehre. Anderegg formuliert es so: «In der alltäglichen Kommunikationssituation ist also

immer auch festgelegt, wovon die Rede sein kann, welche Perspektiven oder Aspekte eine Rolle spielen, und festgelegt ist insbesondere auch, wovon nicht die Rede sein kann. Die Konvention regelt, was in den Blick kommt.»

Sprache und Welt konvergieren in der Alltagssprache: Wir können eine bestimmte Sache einem bestimmten Begriff zuweisen. Dieser souveräne Umgang mit Sprache gibt uns Sicherheit, sie positioniert uns. Der Sprachgebrauch bestimmt, wer wir im gegebenen Zusammenhang sind, als wer wir wahrgenommen werden. So ist, sagt Anderegg, «der Sprachgebrauch des Alltags die Absicherung dessen, was wir als Normalität begreifen.» Ganz anders ist es bei der poetischen und der religiösen Sprache. Sie grenzen sich deutlich ab von der Alltagssprache, in dem Sinn, dass nach ihrem Kontext zuerst gesucht werden muss.

Natürlich gibt es auch einen religiösen Kontext, der stillschweigend und selbstverständlich vorausgesetzt wird, etwa in der Kirche, im Gottesdienst, im seelsorgerlichen Gespräch.

Dass religiöse Sprache auch Alltagssprache ist, wird oft auch so begründet, dass Gott nicht jenseits unserer Welt, sondern in ihr sei und dass die religiöse Sprache allen zugänglich sein müsse. Dies wird von Anderegg auch nicht bestritten. Religiöse Sprache ist keine hermetische Sprache für Eingeweihte, keine absolute Sprache, die sich von der Alltagssprache abkoppelt (siehe Gleichnisse!).

Aber es geht um etwas Anderes: Fragt man nach dem Ort religiöser Sprache, nach ihrem Wesen und ihrer Referenz, so wird deutlich, dass diese nicht zum vornherein gegeben ist. Es ist ein verhüllter, untypischer Ort, der unsere Normen und Konventionen durchbricht und nach dem erst gesucht werden muss.

Das *transcendere* vom Alltäglichen und Normativen zu einem verhüllten untypischen Ort ist auch der poetischen Sprache eigen. Ein Beispiel ist das Paradox biblischer Poesie in den Psalmen, das sich im *parallelismus membrorum* ausdrückt und dessen Eigenschaft sehr gut auf den Punkt gebracht wird von Helmut Gollwitzer: «Es kann mir nichts passieren, ich bin in grösster Gefahr.»

Das ist ein Widerspruch, eine Störung in der Gedankenfolge, ein Stolperstein, der auf einen anderen, nicht-alltäglichen Sinnhorizont verweist.

Bei der Alltagssprache, in der wir kompetent sind, weil wir wissen, wie sie funktioniert, stehen wir simultan zu ihr oder sind ihr gar einen Schritt voraus. Bei poetischer Sprache ist es genau umgekehrt: Wir befinden uns zu ihr im Verhältnis des «Noch nicht».

Eine Sinnordnung ist nicht gegeben, sondern sie ist zu suchen, genau wie bei der religiösen Sprache; darin besteht ihre Verwandtschaft.

Das Aufregende daran ist, dass wir uns in dieser Sprache aufhalten müssen. Wir müssen nach ihrem Sinn suchen, und haben wir ihn gefunden oder etwas davon erhascht, beglückt es uns. Mir ergeht es jedenfalls so, wenn ich mich mit einem komplexen, mehrdeutigen Gedicht befasse oder eine gute Predigt höre: Plötzlich geht mir ein Licht auf und ich bin verzückt.

## 6. These

### **Der Kern religiöser Sprache ist das tentative Reden (Johannes Anderegg)**

Wie sollen wir im Gottesdienst reden, etwa wenn wir über einen hochpoetischen Text der Bibel predigen wollen? Wir können nicht über ihn predigen, wie wenn er ein Text in Alltagssprache wäre: logisch, konventionell, argumentativ, denn er geht nicht auf, ist höchst widersprüchlich und sein Gegenstand, seine Aussage nicht einfach so zu fassen.

Wir wollen in einer Predigt aber auch nicht in einer ebenso kryptisch-poetischen Weise darauf Bezug nehmen, die wiederum niemand versteht. Auch die Wissenschaftssprache eignet sich nicht.

Anderegg schlägt ein «tentatives Reden» vor, das weder dem alltäglichen Sprachgebrauch noch der poetischen Sprache zugeordnet werden kann und muss.

Was ist tentatives Reden, das sich zwischen Alltagssprache und poetischer Sprache bewegt? *temptare* bedeutet: unter Vorbehalt versuchen, untersuchen, erproben, prüfen. Tentatives Reden bedeutet ein Reden, das sich versuchsweise dem Horizont poetischer Texte annähert.

Es ist, so Anderegg, ein Reden, das um das anders geartete Reden der poetischen Sprache kreist, diese aber nicht ersetzen, sondern erkunden will und also in erster Linie ein Fragen ist.

Immer wieder besteht die Möglichkeit zu scheitern und einem Text nicht gerecht zu werden, das ist dann der Anfang eines neuen Versuchs.

Es soll aber kein Selbstgespräch sein, weil dies unter Ideologieverdacht steht (R. Barthes), dass also dieses Reden mehr über mich und meine Überzeugungen aussagt als über den Text. Gemeint ist eine dialogische Annäherung an etwas anderes, das nicht unmittelbar evident ist; eine Annäherung, die gekennzeichnet ist durch die Spannung von Nähe und Distanz.

Anderegg bezeichnet das tentative Reden gar als den Kern religiöser Sprache, das Paradigma für Sprache im religiösen Bezug – dann jedenfalls, wenn es darum geht, alltägliche Sicherheiten und Ordnungen hinter sich zu lassen und gesprächsweise eine Zeichenhaftigkeit zu erkunden, die andere als alltägliche Horizonte sichtbar macht.

Diese Herangehensweise an poetische biblische Texte erscheint mir sehr aussichtsreich, wenn auch sehr aufwendig, vor allem wenn mit Scheitern und Wieder-neu-Anfangen gerechnet werden muss.

Die Frage der Predigerin: «Werde ich dem Text gerecht?», und weiter: «Werde ich den Hörenden gerecht?», ist anspruchsvoll, aber lohnenswert, wenn's gelingt.

Nur ein kleiner Einwand: Manchmal kann tentatives Reden beim Predigen auch des Guten zu viel sein und einen ratlos zurücklassen.

Religiöses Reden kann auch ein «Ja» oder «Nein» sein, ein «Nägel mit Köpfen machen». Manchmal will auch Religiöses «begriffen» sein. Wenn in einer Predigt alles nur ein Befragen ist, bleibt sie eine «ungefähre Landschaft».

Deshalb finde ich es etwas hochgestochen, wenn Anderegg das tentative Reden als den Kern religiöser Sprache bezeichnet, gerade auch, weil er sonst sehr vage bleibt.

## **7. These**

### **Theopoesie ist eine bestimmte Art von Theologie, die poetisch von Gott redet**

Welchen Sinn hat es, von Gott poetisch zu reden?

Bei der siebten These beziehe ich mich auf ein hermeneutisches Symposium, das 1997 in Bonn stattfand zum Thema «Theopoesie: Welchen Sinn hat es, von Gott poetisch zu reden?» Diese Frage schliesst sich der klassisch gewordenen Frage Rudolph Bultmanns an, in der er Theologie und Hermeneutik zusammenführt: «Welchen Sinn hat es, von Gott zu reden?» Martin Buber richtete an Dorothee Sölle die Frage: «Theologie, wie machen Sie das eigentlich? Es gibt doch keinen Logos von Gott.» Dies ist der Ausgangspunkt für die Theopoesie, die sich mit der Frage befasst, ob und wie von Gott theologisch oder theopoetisch geredet werden könne und müsse. Der Einwand Bubers scheint mir sehr wichtig, dass es eben von Gott keinen Logos gebe. Was meinen wir, wenn wir «Gott» sagen? Das ist alles andere als klar.

Viele scheuen sich geradezu, dieses Wort in den Mund zu nehmen, auch im Gottesdienst, wir hören Bitten von Gemeindemitgliedern, bei einem Trauergespräch oder Traugespräch, das Wort «Gott» doch möglichst nicht in den Mund zu nehmen, es zu umschreiben. Warum diese Scheu?

Als Theologin macht es mir keine Mühe, das Wort «Gott» auszusprechen, denn es gibt diesen «Logos», der am Anfang war (Johannes 1,1). Und als Pfarrerin denke ich jeweils: Ihr Guten, in einem kirchlichen Gottesdienst geht es um Gott, und wenn ihr damit so Mühe bekundet, dann seid ihr bei uns am falschen Ort. Dennoch muss ich diesen Einwand ernst nehmen, denn es ist klar, dass wir uns «ein Bild» von dem Wort «Gott» machen, auch wir mit unserem «Logos». Aber die Menschen, die zu uns kommen, eben auch, wenn auch ein anderes, und es löst in ihnen ein grosses Unbehagen aus. Ich denke, das hat mit der Krise der begrifflichen Theologie zu tun, und in dem Sinn hat Buber recht, wenn er sagt: «Es gibt doch keinen Logos von Gott.» Wenn wir Theolog:innen «Gott» sagen, meinen wir meist etwas anderes als die Hörer:innen.

Wie können wir eine Brücke schlagen? Indem wir nicht zu erklären versuchen, was für falsche Bilder die Hörer:innen sich von ihm machen, sondern indem wir uns selbst und unsere Gottesbilder und logoi über ihn zurücknehmen und Gott selbst sprechen und erfahrbar machen lassen. Es ist ähnlich wie bei einem Kunstwerk, das ich auf mich wirken lassen muss. Nicht ich bin das Subjekt und das Kunstwerk ist das Objekt, sondern es ist umgekehrt.

Gott ist nicht nur logos (Johannes 1,1), er ist auch poiesis (Genesis 1,1) oder, wenn wir die beiden Anfänge des Alten und Neuen Testaments zusammennehmen, eine Worttat. Und was ist das anderes als Theopoesie? Es macht also durchaus Sinn von Gott poetisch zu reden, weil dadurch meine eigenen Vorstellungen, Bilder und Ordnungen durchkreuzt werden, durch ein anderes, nicht alltägliches, eben poetisches Wort, eine Worttat. Und eine Tat ist etwas Lebendiges, und wenn sie von Gott kommt, eine Überraschung, ein Einfall, weil nicht ich es bin, die diese Tat plant in meinen Begrenzungen und Vorstellungen, sondern es ist Gott, von anderswoher. Und wenn ich glaubhaft machen kann, dass Gott eben das Unbild ist, die Transzendenz, der Riss, die Poesie, dann macht es auch Sinn von Gott, als Gott zu reden.

## **8. These**

### **Von Literat:innen können wir die Lust am Wort lernen**

Geht Lust und Lernen zusammen? Als Schülerin habe ich in vielen Fächern ohne Lust gelernt, mit dem entsprechenden Ergebnis. In einigen Fächern wie zum Beispiel Deutsch aber schon. Lesen war für mich keine Aufgabe, sondern eine Lust, und doch habe ich viel gelernt dabei, ja fand es spannend, wie uns die Deutschlehrerin angeleitet hat mit Texten umzugehen, unerschöpflich waren die Möglichkeiten.

Und als Pfarrerin, die ich am Samstag noch eine Predigt schreiben soll? Habe ich Lust dazu? Darf ich überhaupt Lust dazu haben, wenn ich so unter Zeitdruck stehe?

Natürlich habe ich inzwischen Übung, weiss ich seit meinem Studium, wie mit biblischen Texten umgegangen werden soll. Das hilft, aber ist manchmal auch gerade das Problem. Vergessen ist die Sonntagsschule, die grosse Freude und Lust an biblischen Geschichten, an Geschichten überhaupt. Aber ich bin kein Kind mehr, ich bin eine studierte Theologin und Pfarrerin und will eine fundierte

Predigt schreiben. Ich weiss mehr als die Andern.

In meinem Sammelband «Viele fürchten Verzückung» kommen nicht nur literarisch interessierte Theolog:innen zu Wort, sondern auch Literat:innen, die sich für biblische narrative Texte interessieren. Ihre Beiträge haben mich besonders überrascht. Das kommt daher, weil sie einerseits Lai:innen sind, andererseits grosse Freund:innen des Wortes, der Sprache und der Geschichten.

Ich denke, gerade weil sie Nichttheolog:innen sind, gingen sie recht unvoreingenommen an die biblischen Texte heran, beinahe naiv und kindlich, begeisterten und ärgerten sich über die Texte und liessen sich von ihnen inspirieren.

Eine grosse Lust am Wort ist in ihren Texten spürbar. Sie lassen die Texte, die Worte, die Geschichten auf sich wirken und sie antworten darauf auf ihre Weise, in ihrer Sprache, mit ihrer Person und dem, was die Worte in ihnen auslösen, und kommen damit auf Gedanken, Vergleiche, Metaphern, die ich immer überlesen habe. Sie staunen über die Texte, ungläubig, aber mit grossem Interesse.

Sie nehmen sie beim Wort und glätten sie nicht, sie interpretieren viel weniger als wir. Sie nehmen das Wort ernst, aber nicht den Buchstaben, weil sie sich vom Geist des Wortes inspirieren lassen. Manchmal sind sie recht frech, unerschrocken und auch lustig; doch selten habe ich den Eindruck, dass ihnen der Respekt vor dem fremden Text fehlt. Humor heisst nicht, dass man sich über einen Text lustig macht, ihn lächerlich macht, es ist mehr die Freude an Entdeckungen, Wendungen und Formulierungen.

Weil sie Lai:innen sind, fehlt ihnen aber der Respekt am theologisch-kirchlichen Überbau der Texte. Romana Ganzoni, Schriftstellerin aus dem Engadin, hat als Text 1 Samuel 1, 1-20 gewählt, die Geburt Samuels: Hanna, die sich ein Kind wünscht aber es auch als ihre heilige Pflicht sieht, Mutter zu werden und Gott verspricht, ihm das Kind, das sie empfangen würde, zu weihen. Romana Ganzoni dichtet diesen Text nach mit dem Titel: «Hanna fragt ja nur.» Sie geht ihm sehr genau nach, schreibt aber aus der Perspektive der Hanna. Das Thema, das sie entdeckt, ist die Leihmutterenschaft. Hanna leiht ihren Körper, sie trägt ein Kind für jemand anderen, für Gott aus.

Ganzoni geht sehr kritisch, sehr feministisch mit dem Thema um, aus der Sicht der naiven Hanna, macht den Text aber zu einer aktuellen Geschichte.

Oder Ilma Rakusa, die Schriftstellerin aus Zürich, die zu Samuels Berufung (1 Samuel 3) schreibt, mit dem Titel «Samuel oder die Bereitschaft.» Rakusas Entdeckung ist die Bescheidenheit des Propheten, seine Gewissenhaftigkeit in seinem Dienst Gott gegenüber, die sich wohltuend unterscheidet von narzisstischer Machtergreifung. Ganz anders als Ganzonis Text, aber in seiner Erkenntnis ebenso überraschend, verzückend und für mich persönlich auch beglückend.

Was können wir Pfarrerinnen also von Literat:innen lernen? Die Lust am Wort, die Freude an der Sprache und Geschichten, die Neugier, den Mut, Texte auch einmal gegen den gewohnten Strich zu lesen, offen dafür zu sein, dass der Hase auch anders laufen kann.

Was für uns aber grundsätzlich anders ist, gerade auch in einer Predigt: Die Lust am Wort bedeutet für uns die Lust an Gottes Wort, mit dem ganzen theologisch-kirchlichen Überbau – der uns vor allzu steilen Thesen schützt –, aber auch mit der eigenen, individuellen, neugierigen Rezeption und Assoziation im Hier und Jetzt.

## **9. These**

**Fürchte dich nicht, sondern rede und schweige nicht. (Apg 18, 9)**

Dies sprach der Herr zu Paulus in einer nächtlichen Vision. «Denn ich bin mit dir, niemand wird dich antasten und dir Böses antun; ich habe nämlich viel Volk in der Stadt Korinth.»

Der Apostel Paulus nahm sich diese Aufforderung und diesen Zuspruch zu Herzen und er redete. Und fürchtete sich, er wurde angetastet, Böses wurde ihm angetan; aber er redete trotzdem, und wie! Und viel Volk war da und hörte ihn, wurde von seinen Worten ergriffen, die Menschen bekehrten sich zu diesem unbekannten Gott, der ihre Vorstellungen sprengte, und liessen sich taufen.

Paulus hatte Unerhörtes zu sagen und er sagte es auch und Gott war bei ihm, dass er sich nicht zu fürchten brauchte. – Ihr kennt die Geschichte.

Liebe Kolleginnen und Kollegen,

Auch wir reden viel, denn Paulus ist für uns massgebend. Und auch wir wissen, dass wir etwas zu sagen haben, und wie! Und wir fürchten uns dabei immer wieder, auch wenn wir hier bei uns in einer privilegierten Situation sind. Aber wir fragen uns, ob wir auch verstanden werden; ob wir uns nicht lächerlich machen, als unaufgeklärte ewigestrige Kirchenleute, mit einer langen Tradition zwar, aber interessiert sich noch jemand dafür? Wo ist das viele Volk, von dem Gott zu Paulus spricht?

Wir reden dennoch, verunsichert, mit angezogenen Bremsen; aus gutem Grund. Religion ist ein heikles Pflaster, das Brände auslösen kann, das wissen wir aus der Geschichte und bis heute. Und so reden wir lieber möglichst unreligiös, möglichst unpoetisch, möglichst verständlich, das, was die Leute eh schon wissen. Doch was sie

wissen, das brauchen sie nicht zu glauben, das sagte schon Paulus. Besser so, denn leicht kann das Nichtwissen nicht zu Erkenntnis und Glauben führen, sondern zum Aberglauben.

Auch das wusste Paulus, und wir auch. Und so reden wir und wir können es gut, wir sind eloquent, wir haben studiert. Wir stehen in der Tradition von Paulus.

Und wo wir lieber schweigen würden, da erklären wir, um alles Anstössige, Schwindelerregende zu vermeiden. Denn wir fürchten uns, die Leute vor den Kopf zu stossen, sie noch mehr aus der Kirche zu vertreiben. Doch das tun wir bisweilen auch so, durch das allzu Vertraute, denn dazu brauchen sie uns nicht. Ein allzu vertrauter Gott ist obsolet, man kennt ihn.

Doch steht in der Rede des Paulus nicht, dass die Leute von Athen immer neugierig sind, etwas Neues zu hören?

Nichts lieber tun sie, als auf dem Areopag die letzten Neuigkeiten auszutauschen. Und Paulus nimmt das auf:

«Als ich eure Heiligtümer anschaute, fand ich einen Altar, auf dem geschrieben stand: Dem unbekannten Gott.

Was ihr da verehrt, ohne es zu kennen, das verkündige ich euch.»

Nun, das, was Paulus damals sagte, das gilt bis heute: den unbekannten Gott verkündigen.

Auch für uns Pfarrerinnen und Pfarrer bleibt Gott unbekannt, geheimnisvoll, poetisch, denn unser Erkennen ist Stückwerk. Auch das eine Erkenntnis, die mich enttäuscht, mir aber gleichzeitig Mut macht, den unbekannten Gott zu verkünden. Alles, was ich sage, bleibt Fragment, Torso; ich muss nicht alles wissen, alles sagen, aber ich kann dem Wort Gottes vertrauen, ja ich kann Lust an ihm haben. Es kann mich entzücken und erschrecken. Das ist nicht gefahrlos,

aber es ist das lebendige, reizende Wort, dem wir uns verschrieben haben.

Ich danke euch für eure Aufmerksamkeit.